

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 20/1 (1993)

DOI: 10.11588/fr.1993.1.58140

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

sich durch Konzentration auf die Fürstentümer von der ganz Frankreich betreffenden Sicht der genannten Autoren unterscheidet. Insofern diskutiert er gelegentlich an ihnen vorbei.

Zunächst aber bestätigt sich die schon in früheren Abschnitten gewonnene neue Einsicht, daß *patria* und *regnum* fester zueinander gehören, als vielfach angenommen wird. Für die französischen Prinzipate findet sich eine politische Patria-Terminologie schon vor dem 13. Jh., auch als Bezeichnung für auswärtige territoriale Einheiten, nicht aber auf Reichsebene. Woran liegt das? Eine klare Antwort kann sich leider nicht aus der mehr oder minder knapp kommentierten Präsentation von Quellenbefunden ergeben, solange nicht zwischen traditionsbestimmter Terminologie einerseits, ihrer politisch-verfassungsrechtlichen Gültigkeit andererseits unterschieden wird. Auch auf der Ebene der Fürstentümer und Grafschaften herrscht nämlich (wie der Vf. S. 206 anmerkt) die seit der Karolingerzeit gebräuchliche Verbindung von *patria* und *regnum* (oder vergleichbaren Einheiten); das gilt für Flandern, die Normandie, Grafschaften wie Anjou oder Ponthieu. Insgesamt kann positiv festgestellt werden, daß die Verbindung von *patria* und regionaler Herrschaft früher (nämlich seit der Spätantike, offenbar normativ gefaßt durch die karolingische Bildungsreform und seither nach dieser Norm tradiert) stattgefunden hat und auch für auswärtige Reiche früher angewandt wurde als für das Gebiet der eigenen Monarchie. Der Vf. hat sicher Recht mit der Feststellung, daß der jeweils erreichte Grad von Staatlichkeit mit diesem Befund etwas zu tun hat und bestätigt damit die Ergebnisse der früheren einschlägigen Arbeiten. Unsere Kenntnis der Begriffsentwicklung ist durch diese Arbeit bereichert worden; abschließende Klärung kann auf diesem Gebiet höchstens insoweit erwartet werden, als die Vielschichtigkeit der Befunde eine komplexe Realität spiegelt. Jedes entschiedene Wort zu diesem Thema wäre deshalb verdächtig.

Joachim EHLERS, Berlin

Gilbert DAHAN, *La polémique chrétienne contre le judaïsme au Moyen Âge*, Paris (Albin Michel) 1991, 152 S. (Présences du Judaïsme).

Mit diesem Taschenbuch setzt D. in knapper, breitere Schichten ansprechender Darstellung die Linie einer differenzierteren Betrachtung der christlich-jüdischen Beziehungen fort, die er in der Nachfolge von Marcel Simon und Bernhard Blumenkranz bereits in seinem umfassenden und grundlegenden Werk über »Die christlichen Intellektuellen und die Juden im Mittelalter (Paris 1990)« vertreten hat. Ausgehend von der Frage, welche Rolle die Kirche während der Krisen jüdischer Existenz in der Vergangenheit gespielt habe, warnt er davor, die Situation zu simplifizieren und die Vielfalt der Wirklichkeit zu übersehen. In der gleichen Zeit des Mittelalters, die den Triumph der Kirche markiere, konstituiere sich fern der biblischen und der talmudischen Epoche auch jenes Judentum, das dem heutigen schon sehr ähnlich sei. Während die »Missionskonkurrenz« (Simon, Blumenkranz) das christlich-jüdische Verhältnis in Spätantike und Frühmittelalter (bis ins 12. Jh.) bestimmt habe, entwickle sich dieses jetzt zur Konfrontation zweier voll ausgebildeter religiöser Systeme.

Zunächst skizziert D. (I, S. 13–30) den historischen Rahmen der christlich-jüdischen Beziehungen, die von weitgehender Integration im Frühmittelalter – bis auf die schwere Krise im westgotischen Spanien des 7. Jhs. – über eine sich zunehmend verschlechternde Situation zur Agonie des Spätmittelalters führen. Die Geschichte der Polemik (II, S. 35–54) reicht von den spontanen Diskussionen über Vorkehrungen der Kirche gegen zu enge Kontakte bis zu den Zwangsdisputationen. Deren erste leitet um 1240 in Paris mit der Entdeckung der talmudischen Literatur eine neue Form der Kontroverse und zugleich eine Wende der Beziehungen ein. Doch obwohl in Paris das rabbinische Judentum als Abweichung von dem der Bibel verurteilt wird, bedient sich die dominikanische Judenmission seit der Zwangsdisputation von Barcelona um 1263 auch rabbinischer Quellen zur Bestätigung christlicher Glaubensinhalte.

Die polemische Literatur (III, S. 55–95) beginnt mit Sammlungen von *testimonia* als Dossiers alttestamentlicher Zitate, die Leben und Tod des Messias, die Verwerfung des jüdischen Volkes und die Aufhebung des alttestamentlichen Gesetzes voraussagen. Auf sie stützen sich auch die Dialoge, die seit dem 13. Jh. eine entschieden aggressive Haltung einnehmen. Eine dritte – nicht immer deutlich abgehobene – Gattung stellen die Traktate dar, die häufig ein spezielles Thema aufgreifen: Die Jungfräulichkeit Marias, die Inkarnation, die Messianität Jesu. Zur Kunst der Polemik (IV, S. 97–122) gehören die Strategien, die von freundlicher Toleranz (Gilbert Crispin) über den Zweifel am Sinn des offenen Dialogs zur Zwangspredigt überleiten; die Berufung auf die Autorität der Schrift, die seit Mitte des 13. Jhs. auch rabbinische Texte einbezieht (Raymond Martini); die Vernunft, die mit Logik und Dialektik die Offenbarung der Glaubenswahrheiten bestätigt. Hauptthemen der Auseinandersetzung (V, S. 123–136) sind die Beweisführungen, daß die Kirche als *verus Israel* das auserwählte Volk abgelöst habe; daß der Bibeltext allegorisch-spirituell und nicht wörtlich zu verstehen sei und letzteres die Blindheit der Juden erweise; daß mit Jesus von Nazareth der Messias bereits gekommen sei. D. veranschaulicht seine knappen Darlegungen jeweils mit kürzeren oder längeren Textzitatzen.

Abschließend kommt D. zu dem Ergebnis, daß in der Haltung den Juden gegenüber auch im Mittelalter schon die Aufforderung zur Toleranz und die Bereitschaft, den Kontrahenten anzuhören, zu finden sind. Zwischen Konfrontation und Dialog gibt es einen fließenden Übergang, der schon damals den gegenseitigen Austausch von biblischen, philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnissen erlaubt. Indem diese weitherzige Perspektive die positiven Seiten der christlich-jüdischen Beziehungen im Mittelalter besonders herausstreicht, trägt sie dazu bei, früher in der Forschung vertretenen Einseitigkeiten entgegenzuwirken.

Friedrich LOTTER, Kassel-Göttingen

Steven A. EPSTEIN, *Wage Labor and Guilds in Medieval Europe*, Chapel Hill (University of North Carolina Press) 1991, 307 S.

Der Titel ist etwas irreführend: Tatsächlich konzentriert sich der Autor auf Lohnarbeit, Gilden und Zünfte im 13. und frühen 14. Jh., vorzugsweise in Oberitalien, England und Frankreich. Den Gilden des Frühmittelalters und ihren möglichen antiken Vorformen ist ein einleitendes Kapitel gewidmet, den Auswirkungen des Schwarzen Todes und den Entwicklungen des gesamten späteren Mittelalters dagegen bloße 25 von 260 Textseiten – Epsteins Mittelalter endet offenbar 1348. Sein Schwergewicht legt der Autor auf die Auswertung der Genueser Notariatsarchive des späten 13. Jhs. Dabei kann er interessantes Material präsentieren: Seine These von der Entstehung der Zünfte als Organisation von Arbeitgebern ist anregend, aber insgesamt auf wenig befriedigende Weise dokumentiert. Daß die politische Rolle der Zünfte nur sehr knapp umrissen wird, ist angesichts der thematischen Schwerpunkte verständlich; bedauerlich dagegen, daß die Organisation des Zugangs zu Rohmaterial nur kurz erwähnt wird und Hinweise auf die Rolle der Zünfte bei der Kreditvergabe oder auf Frühformen des Verlags ganz fehlen, während das Buch der Organisation der Lehrzeit und dem Lehrlingswesen ausführlich und vielleicht in etwas zu breiter Form Platz einräumt.

Trotz mancher Lücken wirft Epsteins Buch eine Reihe interessanter Fragen auf – etwa zum Zusammenhang zwischen Lohnarbeit und Geldumlauf, zum Weiterbestehen der Sklaverei und ihre Rolle als »konkurrierende« Form, zu jüdischer Lohnarbeit und zur Kinderarbeit in den oberitalienischen Städten des 13. und frühen 14. Jhs. Der Autor nimmt allerdings an vielen Stellen den Wortlaut seiner Zunftverordnungen zu sehr für bare Münze, sonst würde er den Problemen des Auseinanderklaffens von Norm und Wirklichkeit mehr Platz einräumen. Frauenarbeit außerhalb der Frauenzünfte ist mit dem Hinweis auf Dienstmägde und »family workshops« (über die weiter nichts gesagt wird) sicher nicht erledigt – aber das mag an seiner